

Predigt am 2.4.2026

(Bildpredigt zu Gründonnerstag)

gehalten von Pastor Matthias Bochow
in der ev.-luth. Marienkirche Osnabrück

Predigt

Horst Bienek schreibt:

„Gestern waren die zwölf Apostel bei mir zu Gast
Ich tischte alles auf
Was der Kühlschrank hergab
Sie müssen von sehr weit gekommen sein
sie waren hungrig
Und durstig und auf ihren Mänteln
Klebte dicker Staub
Ich wollte wissen
Wer unter ihnen Johannes sei
Und wer Judas
Sie sagten sie übten noch
Die Rollen werden erst
Kurz vor Ostern festgelegt.“

Liebe Gemeinde,
schauen Sie auf das Bild, das Sie in den Händen halten.

(Stille – 15 Sekunden)

Da sind sie. Alle zwölf. In kubistischen Formen, Flächen, die sich ineinanderschieben. Warme Erdtöne: Ocker, Siena, Umbra. Als hätte der Maler sie aus dem Boden geformt, aus Lehm und Sand. Adam-Farben.

Kein einziges Gesicht ist zu erkennen. Keine Augen, keine Mimik. Nur Formen, die an Körper erinnern. Kreisbögen, die Heiligenscheine sein könnten – oder einfach nur Teller. In der Mitte: Brot. Und Hände, die es teilen.

Das Bild sagt: Diese Menschen sind austauschbar. Jeder von uns könnte einer von ihnen sein.

Stellen Sie sich diesen Abend vor.

Sterne über Jerusalem. Kühle Abendluft. Warmes Licht. Brot, das duftet. Wein, der herb schmeckt. Das leise Klirren der Becher.

Gesprächsfetzen.

Es könnte alles so gut sein.

Und dann das, wir haben es eben gehört: „Und als sie aßen, sprach er: Wahrlich, ich sage euch: Einer unter euch wird mich verraten. Und sie wurden sehr betrübt und fingen an, jeder einzeln, ihn zu fragen: Herr, bin ich's?“

Mit diesem Satz ist auf einen Schlag alles verschwunden, was sanft ist und wohlklingend. Das Licht zeichnet harte Konturen. Der Wein wird schal. Die Luft im Raum wird eng.

„Bin ich's?“, fragen sie. Einer nach dem anderen. Und niemand sagt: „Natürlich nicht.“ Denn sie wissen es nicht. Der griechische Text benutzt hier μήτι – ein Fragewort, das eine verneinende Antwort erhofft, aber nicht garantiert, ungefähr: „Ich doch nicht etwa?“ Es ist die Grammatik der Unsicherheit. Eine Frage, die sich fürchtet vor dem, was sie hervorrufen könnte.

Schauen wir sie uns an. Diese Männer ohne Gesicht.

Da ist Petrus. Der Fels. Der Mann der großen Worte, die manchmal eine Nummer zu groß für ihn sind. In ein paar Stunden wird er schwören, Jesus nie gekannt zu haben. Und dann wird er weinen. Nicht, weil er erwischt wurde – sondern weil er sich selbst nicht wiedererkannt hat.

Da ist Andreas, sein Bruder. Immer der Zweite. Er steht nicht im Rampenlicht. Er hält die Tür auf und bringt andere zum Licht.

Da sind Johannes und Jakobus. Die sanfte Seele und der Donnersohn. Der eine lehnt sich an Jesu Brust, als könnte Nähe das aufhalten, was kommt. Der andere versteht nicht, warum Jesus so unendlich geduldig ist mit einer Welt, die es nicht verdient, poltert laut und walzt manches nieder mit seiner Wut.

Philippus, der rechnet, wo andere vertrauen. Thomas, der zweifelt, aber dennoch mitgeht. Matthäus, der Zöllner – der lebende Beweis, dass Nachfolge nicht bei moralischer Makellosigkeit beginnt, sondern dort, wo man aufsteht und den Tisch verlässt, an dem man zu lange gegessen hat.

Die Stillen, die Blassen, die Unbekannten: Bartholomäus, Jakobus der Jüngere, Thaddäus. Die sich leise wundern, warum die Wahrheit nicht mit Macht in die Welt bricht, sondern so verletzlich am Tisch sitzt. Und Simon, der Zelot und Revolutionär, der mühsam lernen muss, dass die Welt nicht durch Gewalt heilt, sondern durch gebrochenes Brot.

Und dann ist da Judas.

Einer, der zu nichts steht, auch nicht zu sich selbst. Judas will behalten, was er hat. Kontrolle. Überblick. Sicherheit. Und als er merkt, dass Jesus ihm all das nicht geben wird – dass Jesus sich selbst verschwendet, restlos, an einen Tod, der keinen Sinn ergibt –, da verrät er ihn. Für dreißig Silberlinge. Den Preis eines Sklaven. Judas ist der Schwierigste von allen. Weil wir ihn, wenn wir ganz ehrlich sind, insgeheim am besten verstehen. Die Weigerung, die Kontrolle abzugeben. Über sein Leben. Über seinen Gott.

Da sitzen sie. Am Tisch. Ohne Gesicht. Weil wir unser eigenes einsetzen sollen.

Und vielleicht ist das der Moment, in dem wir ehrlich werden können. Denn die Frage „Bin ich's?“ klingt in unseren Ohren nicht nach Jerusalem. Sie klingt nach Montagmorgen.

Sie klingt nach der Kollegin, über die geredet wurde – und wir haben mitgelacht, oder wir haben geschwiegen, was nicht besser war. Sie klingt nach dem Moment, in dem jemand Hilfe brauchte und wir es genau wussten, aber es war spät und wir waren müde und sagten uns: Jemand anderes wird sich kümmern. Sie klingt nach den Versprechen, die wir gegeben haben – unseren Kindern, unseren Partnern, uns selbst – , und die wir leise haben einschlafen lassen, weil der Alltag lauter war, die Bequemlichkeit stärker.

Bin ich's?

Nicht als rhetorische Übung. Sondern ganz konkret.

Was geschieht an diesem Abend in Jerusalem?

Jesus teilt das Brot. Mit allen. Auch mit Judas. Er schließt den Verräter nicht aus. Er kennt ihn, er sagt es ihm ins Gesicht – „Der die Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verraten“ – und er reicht ihm trotzdem das Brot.

Das ist keine Nächstenliebe im harmlosen Sinn. Das ist etwas viel Härteres. Das ist eine Liebe, die die ungeschminkte Wahrheit kennt und sich dennoch verströmt. Die nicht überspielt, dass Verrat geschieht – aber die sich nicht verweigert.

Das Abendmahl ist der Ort, an dem die Wahrheit auf den Tisch kommt. Die Wahrheit über Jesu Tod. Und die Wahrheit über uns. Deshalb ist dieser Tisch kein gemütlicher Ort. Er ist der ehrlichste Ort der Welt.

„Bin ich's?“

Gründonnerstag lässt uns frag-würdig werden. Weil es sich erst entscheiden muss. Immer wieder neu. Ob wir reden oder schweigen.

Ob wir aufstehen oder beiseite treten. Ob wir festhalten oder loslassen.

In der Geste des Brotbrechens ist das Kreuz bereits da. „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird.“ Das Kreuz ist der Ort, an dem die Frage „Bin ich's?“ aufhört, Rhetorik zu sein.

Doch das Letzte, was Jesus an diesem Abend tut, ist nicht: fragen. Er fragt nicht. Er gibt. Er bricht das Brot und reicht den Kelch. An jeden Einzelnen. Sein Wort ist kein Fragezeichen. Sein Wort ist ein Zusage:

Du bist es.

Du bist die Person, die du bist. Mit deinen Entscheidungen, die du triffst oder die du vermeidest. Mit deinen großen Worten und deinem kleinen Mut. Mit deinen Zweifeln und deiner Sehnsucht. Mit deinem Montagmorgen und deinem Schweigen.

Du bist es. Und als genau diese Person gehörst du zu mir. Du sitzt hier am Tisch. Sogar, wenn du mich verrätst. Vielleicht gerade dann.

Das ist keine billige Gnade. Teure Gnade – so hat es Dietrich Bonhoeffer genannt – bedeutet: Ich weiß ganz genau, was du tun wirst. Und ich lade dich trotzdem ein. Nicht weil es egal wäre, was du tust. Sondern weil meine Liebe weiter reicht als dein Versagen.

Der Geist Gottes wohnt in dieser Spannung zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir sein könnten. Er moralisiert nicht. Er hält uns in der Frage. Und er hält die Frage in uns offen – nicht als Anklage, sondern als Raum, in dem Umkehr möglich wird. In dem wir nicht bleiben müssen, wer wir gestern waren.

Wir üben noch.

Wir üben, was Nachfolge bedeutet.

Wir suchen danach, wer wir sein werden.

Woran man uns erkennen wird.

Wenn es darauf ankommt. Im entscheidenden Moment.

Kurz vor Ostern.

In dem Moment, in dem Gott, der im Dunkel wohnen will und es doch hell macht, die Welt richtet, als ob er sie belohnen wollte.

Was auch immer wir entscheiden, wer auch immer wir werden – die Rettung ist schon da. Sie steht nicht unter Vorbehalt. Das Osterlicht scheint schon. Verborgен. Flackernd. Aber es ist da. Und es wartet nicht darauf, dass wir gut genug werden. Es scheint, weil es nicht anders kann.

Wir folgen dem nach, der verraten wurde. Und der dennoch vergab.
Wir folgen und üben und fragen.
Gehen in diese Nacht.

„Die Rollen werden erst kurz vor Ostern festgelegt.“

Amen

